

My life



Gilda Bereska

Mein Leben

Wywiad/Interview: Agata Paluszek

Transkrypcja/Transkript: Annette Herold

Redakcja/Lektorat: Agata Paluszek, Annette Herold

Skład/Satz: Marcin Kowalski

Kierownictwo projektu/Projektleitung: Agata Paluszek

Wydawca / Herausgeber:

Fundacja na rzecz Collegium Polonicum

Program My Life

ul. Tadeusza Kościuszki 1

69-100 Ślubice

Tel.: (095) 7592389

E-mail: mylife@fundacijacp.org



Mit finanzieller Unterstützung der Deutschen Behindertenhilfe

- Aktion Mensch e.V.

Z finansowym wsparciem Funduszu Deutsche Behindertenhilfe

- Aktion Mensch e.V.

Copyright © 2006 by Fundacja na rzecz Collegium Polonicum

Mein Leben

Ich wurde am 2. Dezember 1940 in Berlin geboren. Wir wohnten im Bezirk Mitte, in der Invalidenstraße gegenüber dem Naturkunde-museum. Mein Vater war Helfer in Steuersachen und Bücherrevisor. Er war selbstständig, und wir hatten in dem Haus eine Dreizimmerwohnung, die auch sein Büro war. Mein Vater hieß Paul Friedrich. Er ist am 18. Oktober 1899 in Berlin-Weißensee geboren worden und war gelernter Kaufmann. Meine Mutter Charlotte Jordan war Hausfrau. Sie ist am 11. November 1909 in Feierland, Kreis Bromberg, geboren worden. Sie war das zweitjüngste von 16 Kindern, die meine Großmutter Wilhelmine Jordan dort zur Welt gebracht hatte. Im Laufe der Jahre gingen die Kinder aus dem Haus. Meine Mutter wurde schon mit elf Jahren als Magd oder Gehilfin in das Nachbardorf gegeben. Zwei ihrer Schwestern gingen nach Amerika. Eine lebte in Berlin. Sie holte meine Mutter als gerade volljährige junge Frau nach. So kam meine Mutter nach Berlin und heiratete dann meinen Vater. Es folgte meine Geburt.

In der Zwischenzeit war der Krieg ausgebrochen und mein Vater wurde eingezogen. Er hat schon im Ersten Weltkrieg gekämpft. Berufsbedingt oder weil er schon etwas älter war, kam mein Vater im Zweiten Weltkrieg nach Bärenstein im Erzgebirge. Dort befanden sich Tuchfabriken, die die Armee ausstatteten. Mein Vater war dort Oberzahlmeister. Er ist auch in der Partei gewesen. Meine Mutter blieb vorerst mit mir in Berlin. Ich habe keine Erinnerungen mehr daran, aber sie erzählte mir, dass wir während des Krieges auch zu ihren Eltern nach Feierland gefahren sind. Meine ersten Erinnerungen gehen zurück nach Bärenstein, wo mein Vater stationiert war. Ich kann mich an viel Schnee erinnern und daran, dass ich mich an die Stiefel meines Vaters klammerte, wenn ich mich irgendwo festhalten wollte. Der Schnee muss damals im Erzgebirge sehr hoch gewesen sein. Vom Krieg

habe ich dort nichts mitbekommen. Nur ein einziges Mal heulten die Sirenen sehr lange, nachdem wohl eine Bombe gefallen ist. Das ist meine einzige Erinnerung.

Zur Zeit des Kriegsendes sind Gefangenentransporte durch Bärenstein gezogen. Bei uns herrschte einmal heillose Aufregung, als mein Vater nicht zurückkam. Meine Mutter ging dann in den Ort, wo die Fabrik stand, um sich zu erkundigen. Es hat sich herausgestellt, dass man Männer aus der Fabrik wahllos auf den Gefangenentransport geschickt hatte, weil einige Gefangene geflohen waren. Damit der Transport wieder vollzählig war, wurden also Männer wie mein Vater mitgenommen. Mein Vater kam in englische Gefangenschaft nach Holstein. Er kehrte 1948 oder 1949 zurück, das weiß ich nicht mehr genau.

Meine Mutter war nun mit mir allein, und wir sind im Mai 1945 bei Kriegsende mit der Bahn nach Berlin zurückgefahren. Auch daran habe ich einige Erinnerungen. Ich habe damals zum ersten Mal in meinem Leben einen Toten gesehen. Das war ein russischer Soldat, der auf den Gleisen lag. Die Züge waren überfüllt, aber besonders gut kann ich mich daran nicht mehr erinnern.

Wir hatten einen zweirädrigen Karren, auf den meine Mutter unsere Habe geladen hatte. Als wir in Berlin ankamen, krampfte sich meine Mutter um mich und sagte: „Halt bloß die Daumen, Mäuschen, dass unser Haus noch steht.“ Das werde ich nie vergessen. Als wir dann an die Ecke Chaussee-/Invalidenstraße kamen, blickte meine Mutter weiter und war sehr glücklich, dass unser Haus noch stand. Es war natürlich mit Flüchtlingen und anderen Leuten, dessen Häuser zerstört wurden, belegt, auch unsere Wohnung. Wir erhielten aber wenigstens unsere Küche zurück. Dort sind wir eingezogen. Die Möbel waren alle noch da, darum hatten sich die Nachbarn gekümmert. Meine Mutter hatte wohlweislich aus der Fabrik im Erzgebirge Armeesocken, Leder und ein bisschen Wolle mitgebracht. Damit hat sie uns beide über Wasser gehalten. Gertrud Neubert, die Schwester meiner Mutter, besaß einen Schneiderladen in der Driesener Straße. Auch sie hatte überlebt und lebte nun davon, Sachen umzuändern. Dort arbeitete meine Mutter dann als Büglerin. Mich nahm sie im Kinderwagen mit. Es war ein ziemlich langer Fußweg dorthin.

Von meinem Vater bekamen wir bald Nachricht, so dass wir wussten, dass er überlebt hatte. Er arbeitete in Holstein als Holzfäller. Mein Vater hatte noch vier Geschwister. Drei von ihnen lebten in Berlin. Eine Schwester, Dora Schewe, hatte den Dekorateur Bruno Schewe geheiratet. Er war Chefdekorateur bei „Israel“. Die Ehe ist kinderlos geblieben. Überhaupt sind damals viele Ehen kinderlos geblieben. Auch die andere Schwester, zuletzt Käthe Landske, war dreimal verheiratet und

hatte keine Kinder. Sie wohnte in Neukölln. Dort fanden oft Familienfeiern statt. Ich war immer das einzige Kind in der Familie, denn Mutters Schwester Gertrud hatte auch keine Kinder. Ich wurde von allen verwöhnt. Das heißt, dass ich auch in Kriegszeiten niemals Hunger hatte. Das lag auch daran, dass die beiden Schwestern meiner Mutter, die in Amerika wohnten, regelmäßig Care-Pakete schickten. Diese Pakete haben uns sozusagen das Leben gerettet. Darin befanden sich getragene Sachen, immer eine Schachtel Camel-Zigaretten, Fliegerschokolade Cadbury und für mich wunderbare warme Anzüge. Meine Mutter konnte viele dieser Sachen verkaufen, unter anderem todschicke Abendkleider von reichen Amerikanerinnen. Das war sehr komisch, wenn meine Mutter auf den Schwarzmarkt oder zum Hamstern ins Umland fuhr und ein seidenes, mit Strass besticktes Abendkleid verkaufte. Das hat uns geholfen.



*Gilda Friedrich in der fünften Klasse;
Juni 1951*

Damals versuchte man, die Kinder so früh wie möglich zur Schule zu schicken, damit sie nicht den ganzen Tag in den Ruinen spielten. Wir spielten zum Beispiel wahnsinnig gern im zerstörten Lehrter Bahnhof, dem jetzigen Hauptbahnhof. Man konnte dort Munition finden und Alteisen. Die Fahrkartenautomaten waren auch noch da. Es war schon spannend, aber einige Kinder aus meiner Umgebung sind dort zu Tode gekommen. Das waren vor allem Jungs, die Schwarzmarkthandel mit Alteisen betrieben. Die Schule wurde also schnell wieder eröffnet. Ich war noch keine sechs Jahre alt, als ich im September 1946 in die Grundschule in der Hannoverschen Straße kam. Das ist jetzt eine Europaschule für Portugiesisch. Diese Schule hat auch eine interessante Geschichte. Zwischendurch hieß sie Tamara-Bunke-Schule. Das war die zeitweise Gefährtin Che Guevaras. In der Schule bekamen wir wunderbares Essen, Brühnudeln in alten Kochgeschirren zum Beispiel. Das war gut, weil es für viele Kinder die einzige warme Mahlzeit war. Ich kann mich daran wirklich gut erinnern, weil ich von einem Nachbarkind beneidet

wurde. Das Mädchen wurde nicht zur Schule geschickt und bekam keine warme Mahlzeit.

Ich ging acht Jahre lang zur Grundschule. 1953 bin ich in die Pionierorganisation eingetreten, widerwillig, weil ich eine Abneigung gegen das Organisierte hatte. Meine Eltern haben aber gesagt, ich solle da eintreten, weil ich sonst nicht zur Oberschule käme. So war es auch. Nachher hat es mir aber bei den Pionieren sehr gut gefallen, und wir haben da viel Spaß gehabt. Ich habe jedenfalls keine negativen Erinnerungen an diese Zeit. Ich ging dann an die Max-Planck-Oberschule in der Auguststraße. Viele Jahre später, 1986 – als ich die erste Reiseerlaubnis zu meiner damals todkranken Mutter nach West-Berlin erhielt – habe ich im Jüdischen Museum erfahren, dass bei dieser Schule in der Auguststraße das letzte jüdische Waisen- und Krankenhaus gewesen war. Von dort aus führte auch ein Weg zur Synagoge in der Oranienburger Straße. Zu meiner Schulzeit war dieser Weg aber zugemauert. Man hatte uns nur gesagt, dass neben unserem Schulhof ein Krankenhaus gewesen war. Das hat mich sehr erschüttert.

Ab Herbst 1954 habe ich also diese Oberschule besucht, und zwar den naturwissenschaftlichen Zweig. Die Schulzeit war ganz angenehm, bis auf den Direktor, der ein widerlicher Mensch war. Ihm habe ich zu „verdanken“, dass ich nicht studieren durfte. Ich war zwar eine gute Schülerin, aber ich habe das alles nicht so ernst genommen. Es gab immer ein paar eifrige Leute in der Klasse. Als ich einmal gefehlt habe, hat sich eine solche eifrige Schülerin verpflichtet, aus unserer Klasse eine FDJ-Klasse zu machen. Ich kam wieder, und nur mein alter Schulfreund und ich, die wir beide an diesem Tag fehlten, waren nicht in die FDJ aufgenommen worden. Nun sollten wir auch FDJ-ler werden, doch ich habe das abgelehnt. Ich fand es unverschämt, dass man über meinen Kopf hinweg bestimmen wollte. Vielleicht wäre ich eingetreten, wenn ich dort gewesen wäre, als die Entscheidung fiel. Auch mein Schulfreund trat nicht ein. Das vermasselte dem Direktor irgendeine Statistik. Das hat er mir wohl nicht verziehen. Es gab in der Schule eine FDJ-Sekretärin und deren Gehilfin. Das waren so richtig scharfe FDJ-lerinnen, die diese Suppe noch hoch kochten.

In der elften Klasse, als es langsam um unsere Studienpläne ging, sagte der Direktor zu mir: „Fräulein Friedrich, sie werden nicht studieren. Die Schule lehnt das ab. Sie sind ein unsicherer Kandidat. Der Staat steckt soviel Geld in die Studienplätze und sie sind die erste, die nach dem Abitur nach West-Berlin geht.“ Das war damals das Problem, dass in Berlin jedes Jahr massenhaft Abiturienten nach West-Berlin gingen. Das vermutete der Direktor von mir auch, doch er hat sich geirrt, wie man sieht.

Über die Ablehnung war ich natürlich fürchterlich erschüttert. Ich habe mich beschwert, hatte leider aber keine Unterstützung von meinen Eltern. Mein Vater war ein totaler Angsthase, und ich hatte mich mit ihm auch ziemlich überworfen. Als er aus Holstein zurückkam, hatten wir in der Wohnung in der Invalidenstraße 102 noch ein Zimmer dazubekommen. Mein Vater hatte darin riesige Möbel, so dass es keinen Platz für ihn gab. Er zog dann – was ein Glück für ihn war – nach West-Berlin, zu seiner damals noch Käthe Götz heißenden Schwester, die sehr begütert war. Er kam dort unter, weil sie eine riesige Wohnung hatte. Dort arbeitete mein Vater sofort wieder. Dadurch sind wir eine räumlich getrennte Familie gewesen. Vater kam viel zu uns, wir gingen häufig zu ihm und das Verhältnis zwischen den Schwägerinnen war gut.

Käthe Götz lernte dann einen Herrn kennen, der zwar verheiratet war, aber eine sehr kranke Frau hatte. Diese gestattete ihm freundlicherweise, mit meiner Tante Käthe ein Verhältnis anzufangen. Er besaß ein großes Geschäft auch in Neukölln. Meine Tante zog in die große Wohnung zu diesem Ehepaar. Damit war mein Vater gezwungen, aus ihrer Wohnung auszuziehen. Er nahm sich eine kleine Wohnung am Hermannplatz/Ecke Hasenheide. Er hatte zwei Zimmer, einen Wohn- und einen Büroraum.

Vater wollte nicht, dass wir zu ihm nach West-Berlin ziehen. Ich weiß nicht, warum. Das war auch ein Grund für unser Zerwürfnis. Ich war damals noch klein und habe nicht begriffen, weshalb meine Eltern nicht zusammenzogen. Mir schien, dass sie sich lieb hatten. Meine Mutter ging auch immer zu ihm, um dort zu arbeiten. Wir blieben aber in der Invalidenstraße.

Was das Studium betraf, haben mich beide Eltern nicht unterstützt. Meine Mutter war eine schlichte Frau, die sich nicht um Politik kümmerte, die ihr fremd war. Das glaube ich ihr fast, aber nicht ganz, denn manche Sachen müssen ihr aufgefallen sein. Ich habe sie nie die Zeitung lesen sehen, aber sie hat viel Radio gehört. Beide, Mutter und Vater, haben sehr gern Kreuzworträtsel geraten. Das war etwas, das von Anfang an auch für mich ein ganz großer Spaß war. Wir hatten drei Bücher im Haus – die Bibel, das Gesangbuch und Knaurs Konversationslexikon. Vielleicht waren es noch ein paar mehr, ich kann mich nicht mehr genau erinnern. Die Familie saß oft in der Wohnküche in der Invalidenstraße und hörte Radio. Zuerst Kindersendungen für mich und Hörspiele, später auch Sendungen wie „Schlager der Woche“. Wir haben also sehr viel Radio gehört, aber es wurde nicht viel darüber gesprochen. Ich wurde nicht über das Gehörte aufgeklärt oder zum Nachdenken angehalten. Deswegen war meinen Eltern vieles nicht kosher, was

ich wollte. Schon in der Grundschule wollte ich unbedingt Krankenschwester werden. Das hat mein Vater nicht gestattet. Ich war darüber sehr unglücklich, und ich glaube, ich wäre eine gute Krankenschwester geworden. Ich sollte Apothekerin werden, aber das wollte ich nicht. Meine Zensuren waren gut, so dass es – bis auf die Pioniermitgliedschaft – kein Problem war, auf die Oberschule zu kommen. Es hätte noch die Möglichkeit gegeben, nach der zehnten Klasse mit der Mittleren Reife die Schule zu verlassen. Viele meiner Freundinnen sind damals abgegangen, aber ich konnte mich immer noch nicht so recht entscheiden, was ich werden wollte. Eigentlich wollte ich Bibliothekarin werden. Mein Onkel, der Dekorateur, hatte eine große Bibliothek, die ich fast vollständig in all den Jahren bis zu seinem Tod ausgelesen hatte. Da hat wieder mein Vater dazwischengefunkt. Er sagte: „Du musst nicht fünf Jahre studieren, um dann irgendein Buch über den Ladentisch zu geben“.

Ich war kein aufsässiges Kind. Zwar habe ich mir meine Gedanken gemacht und mit meinem Vater oft „gestänkert“ – wie er immer sagte – aber das war mehr mein Problem. Mein Vater hatte zu trinken angefangen. Er saß in West-Berlin, arbeitete da und meine Mutter kam nur tagsüber. Mein Vater sah in allen Menschen nur Spitzel, Verräter und Verbrecher. Er hat nie darüber gesprochen. Er war ein sehr verschlossener Mensch, von dem meine Mutter immer sagte, er würde mich lieben. Ich habe das nie gespürt. Das war mir immer unklar und ist es bis heute. Er kam höchst ungern nach Ost-Berlin, weil er immer und überall die Russen sah. Deshalb war er viel allein und hat Wein getrunken. War er leicht angetrunken, ist er ein ganz liebenswürdiger Mann gewesen. Da habe ich gesehen, wie charmant er sein konnte. Wenn er stark betrunken war, begann er zu schimpfen und wurde unerträglich. Mir tat meine Mutter unendlich leid. Sie musste immer zwischen ihm und mir vermitteln, wenn wir gestritten haben. Vater hat mich nie geprügelt, aber er hat mich ziemlich beschimpft. Ich konnte also nicht erwarten, dass er oder meine Mutter mir bei der Studienwahl helfen würden. Ich musste mich selber um meine Studienpläne kümmern. Dadurch bin ich selbstständiger geworden.

Ich habe mich dann wohl beim Schulrat – ganz genau weiß ich es nicht mehr – erkundigt, weshalb ich mit diesen Zensuren nicht studieren durfte. Ich wollte Germanistik und Theaterwissenschaft studieren. Das wurde nichts. Ich wurde dann aber wieder zum Schuldirektor vorgeladen, der sagte, es sei unerhört, dass ich mich hinter seinem Rücken an das Amt gewandt hatte. Er muss irgendeinen Wink gekriegt haben. Dann hat er mir angeboten, ein Lehrerstudium für Sport und Russisch aufzunehmen. Wenn ich irgendwo ein Versager war – eine „Krampe“,

wie wir damals sagten – dann war das in Russisch. „Russisch lernt man nicht“, hieß es damals in meiner Umgebung, und die Lehrpläne waren auch schrecklich. Kein Kind mochte das. Sport machte mir Spaß, aber ich sah das als Leibesertüchtigung. Studieren wollte ich das nicht. Außerdem verwunderte mich sehr, dass ich nun Lehrer werden sollte. Da schien mir ein Haken zu sein. Ich habe den Direktor gefragt, warum er mir das vorschlug, wenn er mich doch für politisch unzuverlässig hielt. Da ist er ziemlich ausgerastet und ich habe nur gesagt: „Mit Ihnen rede ich nicht mehr.“ Türen knallend habe ich sein Zimmer verlassen. Es ist ein Wunder, dass ich überhaupt durchs Abitur gekommen bin.

Damals gab es in Ost-Berlin noch ein Arbeitsamt. Dort musste man sich Arbeit suchen. Ich wusste aber noch nicht, was ich machen sollte. Seit ich 16 war, hatte ich einen Freund. Er wohnte in Babelsberg und studierte dort an der Filmhochschule. Er empfahl mir, es beim Fernsehen zu versuchen, dass damals in Ost-Berlin gerade aufgebaut wurde. Also sagte ich beim Arbeitsamt: „Ich möchte zum Fernsehen.“ Ich stellte mir so etwas wie Aufnahmeleiterin oder Regieassistentin vor. Es hieß jedoch, dort sei alles besetzt.

Ich bin dreimal in meinem Leben ausgerastet, habe etwas sehr Hartnäckiges gemacht. Das war das erste Mal. Ich verließ das Zimmer, stellte mich an und war nach einer Stunde erneut an der Reihe. „Ich habe Ihnen doch gesagt, dass nichts frei ist“, sagte die Frau. Ich gab zurück: „Ich dachte, dass es inzwischen doch einen Platz gibt.“ „Nein“, sagte sie, „es gibt nichts beim Fernsehen.“ Dann habe ich mich wieder angestellt und kam später ein drittes Mal in dieses Büro. Dann hat die Mitarbeiterin gelacht und mir einen Bewerbungsbogen für das Fernsehen gegeben. Studioassistentin hieß der Beruf. Ach, war ich glücklich! Ich habe mich also beworben. Beim Vorstellungsgespräch in Adlershof sagte der Abteilungsleiter: „Wie geht denn Radio? Erzählen Sie mir das doch mal.“ Dann begann ich, von Sendungen zu sprechen. Er wollte aber hören, wie ich mir das technisch vorstellte. Diese Dinge waren das Einzige, das mich in Physik so richtig interessiert hatte. Zu meinem großen Erstaunen wurde ich angenommen.

Am 1. September war mein erster Arbeitstag. Ich kam dort an und wurde in ein Haus geführt, das keine Fenster hatte. Ich kam in einen Raum, der war wohl der kleinste und dunkelste überhaupt und es hat gestunken. Das war der Dia- und Epigeberraum. Damals hatte man Textvorlagen, die abgetastet wurden. Das waren unter anderem Programmvorschaue. Es gab jede Menge Technik. Ich dachte: „Wo bist du hier? Was hast du damit zu tun?“ Ich bin sofort zu einem Mitarbeiter gegangen und habe gefragt, was das zu bedeuten habe. Er sagte: „Sie sind hier in



*Gilda Friedrich und Tochter Odette,
1962*

der Studiotchnik Fernsehen. Das ist der Dia- und Epigeberraum.“ Ich war also in der Technik gelandet. Das war für mich das Allerletzte, denn mit Technik hatte ich nie etwas am Hut. Ich wollte Kunst machen. Doch es waren viele nette junge Leute da, so dass ich beschloss, erst einmal zu bleiben. Vielleicht würde ich später wechseln. Ich habe leider nie gewechselt, ich bin dort kleben geblieben. Die Arbeit hat mir zugegebenermaßen sogar Spaß gemacht. Wir haben damals noch nicht viel gesendet. Mittags mal einen Testfilm, abends etwas, nachmittags kaum. Was mir gut tat, waren die unregelmäßigen Arbeitszeiten. Es wäre für mich das größte Grauen gewesen, von morgens 8.00 Uhr

bis 4.00 Uhr nachmittags im Büro sitzen zu müssen. Wir haben auch sonntags gearbeitet, bekamen dafür in der Woche frei. Dieses Unregelmäßige bewerte ich bis heute als für mich ideal. Ich bin von 1958 bis 1992 beim Fernsehen geblieben.

Im November 1960 wurde meine Tochter Odette geboren. Als ich dem Vater erzählte, dass ich schwanger bin, sagte er: „Das ist schön.“ Und das war das Einzige, was er dazu zu sagen hatte. Ich habe mich von ihm getrennt und habe sogar auf sein Geld verzichtet. Ich sagte mir, ‚Ich bin eine emanzipierte und selbständige Frau, ich kann für mich und mein Kind selbst sorgen.‘ Meine Eltern haben auf die Nachricht sehr positiv reagiert, besonders mein Vater. Er hat sich sehr gefreut, dass wir zu Hause ein Kind haben würden. Er kam dann noch öfter zu uns nach Ost-Berlin, hat sich mit der Kleinen sehr viel beschäftigt und hat ihr tatsächlich die ganze Liebe gegeben, die ich mir von ihm so gewünscht hatte.

Nach der Geburt meiner Tochter arbeitete ich weiter im Fernsehen, verdiente Geld und meine Mutter versorgte das Kind.

Eines Tages, am 12. August 1961, ging ich nach meinem Spätdienst von der Arbeit nach Hause. Unterwegs traf ich einen bekannten Journalisten, völlig betrunken, und er sagte mir lallend: „Heute Nacht... heute Nacht wird die Grenze zugemacht.“ Ich habe das gar nicht ernst genommen. Ich dachte, er will wohl etwas singen, das reimt sich so gut. Ich ging nach Hause, konnte aber nicht einschlafen,

die Nachricht ließ mich nicht zur Ruhe kommen. Ich bat einen Bekannten, der oft am Abend mit seinem Hund spazierte, in die Nähe des Nordbahnhofs zu gehen, das war nämlich der andere Grenzübergang, und zu schauen, ob dort tatsächlich die Grenze geschlossen ist. Er ging dorthin, kam gleich zurück mit der Nachricht, dass die Gegend menschenleer sei, alles ruhig, es sei niemand da. Ich ging schlafen. In der Nacht wurde ich aber vom Fernsehen gerufen. Es gab eine Sondersendung, die Grenze der DDR zum West-Berlin wurde geschlossen. Als ich das erfahren habe, habe ich meinen Vater geweckt, der bei uns diese Nacht übernachtet hat und habe ihm gesagt, dass die Grenzen zu sind. Er hat sich sehr erschreckt, hat sofort seine Sachen gepackt und ist nach West-Berlin gefahren. Er hatte solche Angst vor den Russen. Auch in der darauf folgenden Woche, als die Westberliner noch frei nach Ost-Berlin reisen durften, um ihre familiären Angelegenheiten zu regeln, ist er zu uns kein einziges Mal gekommen. Das habe ich ihm übel genommen.

Ich muss sagen, ich habe die Nachricht vom Mauerbau mit Genugtuung empfangen. Ich fand das gerecht, so wie auch viele meiner Bekannten, die sich heute vielleicht daran nicht erinnern können oder wollen. Es war so, dass die Westberliner zu uns kamen und sich mit allen Sachen versorgten wie Fleisch und so weiter, weil bei uns alles billig war. Wenn ich nach West-Berlin fuhr und mir zum Beispiel Seife kaufen wollte, war das sehr teuer. Der Wechselkurs betrug 1:5.

Ich arbeitete weiterhin im Fernsehen im Hauptschaltraum. Zwischendurch, vom 1964 bis 1967, habe ich – wie viele Frauen damals – ein Fernstudium für Funk- und Sendetechnik an der Rosa-Luxemburg-Schule in Leipzig absolviert. Die Arbeit im Hauptschaltraum war schon schön. Es war nun zwar die reine Technik und darum nicht so ganz mein Ding. Ich hatte jedoch sehr nette Kollegen.

Als ich im Hauptschaltraum anfang, musste ich in die Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft (DSF) eintreten. Das war Pflicht. In der FDJ war ich nicht, hier hatte das keiner von mir erwartet, aber in die Deutsch-Sowjetische Freundschaft musste man und ich bin da auch eingetreten. Im Hauptschaltraum waren wir die Brigade „Jurij Gagarin“. Jurij Gagarin war als erster Mensch um den Erdball geflogen und kam, als er einmal in der DDR seine PR-Tour machte, auch nach Adlershof. Er gab viele Interviews und einige meiner Kollegen baten ihn nun darum, dass unsere Brigade seinen Namen tragen dürfte. Er gestattete das natürlich. Für uns war das eine Auszeichnung ersten Ranges. Jedes Jahr zum 12. April wurde eine Wandzeitung über Jurij Gagarin gemacht und die Fortschritte der großen und weiten Sowjetunion gepriesen. Das war eigentlich das Einzige, was ich dort machen musste, und ich tat es auch gerne. Mit dem Engagement in der

Gesellschaft war außerdem noch eine Freundschaftsbeziehung mit Radio „Wolga“ verbunden. Radio „Wolga“ war ein Sender in Potsdam für die, wie es hieß, zeitweise in der DDR stationierten sowjetischen Truppen. Dort arbeiteten Militärs und auch Zivilisten, Journalisten und so weiter. Die Militärs blieben in der Regel fünf Jahre, andere drei, aber manchmal gab es da auch Verschiebungen, man konnte also schon



*Deutscher Fernsehfunk (DFF), Studio-
technik Fernsehen in den 60er Jahren;
Gilda Bereska sitzt am Sendepult*

einige freundschaftliche Beziehungen aufbauen. Henryk, mein Mann, sprach Russisch und wir trafen uns oft und feierten schöne Feste zusammen.

Jedenfalls lief diese Fernscharbeit ganz gut. Es gab nichts Außergewöhnliches, außer das mir in der Zwischenzeit alles ein bisschen viel wurde. Ich musste für Henryk alle Manuskripte abtippen und manchmal, zwei-, dreimal, wenn es Bücher mit 500 Seiten gab, das war schon einmal sehr viel. Das Kind wurde auch immer älter und kam zur Schule. Da wurde bei uns im Fernsehen eine neue Arbeitszeitregelung beschlossen. Wir junge Frauen waren langsam alle unter der Haube, hatten alle Kinder und

wollten verkürzt arbeiten. So wurde beschlossen, dass die Frauen halbtags arbeiten könnten. Das sah so aus, dass zwei Frauen mit der gleichen Ausbildung auf der gleichen Planstelle saßen. Im Fernsehen kann man nicht vier Stunden arbeiten, das geht nicht. Also haben wir es so gemacht, dass eine 14 Tage lang arbeitete, dann 14 Tage zu Hause blieb, und in dieser Zeit arbeitete die andere Kollegin. Mit meiner Kollegin war ich befreundet, so dass wir untereinander noch Tage tauschen konnten. Wenn ich in meinem Arbeitsrhythmus an einem Dienstag mal nicht wollte, habe ich sie angerufen und gefragt: „Macht du meinen Job?“ „Ja.“ Also das ging wunderbar. Die Regelung wurde genau in dem Moment eingeführt, in dem Odette zur Schule kam, das war 1967. Also ich habe das Studium beendet, das Kind kam zur Schule und von diesem Moment an habe ich halbtags gearbeitet. Insgesamt habe ich elf Jahre Vollzeit gearbeitet und dann ging es mit der Halbtagsarbeit los. Das war sehr schön, ich konnte mich nun wirklich um alles kümmern und wenn ich nicht ausgelastet war, habe ich nebenbei immer noch irgendwelche Jobs gehabt,

angefangen vom Aufräumen im Kaufhaus bis zu Näharbeiten. Ich konnte ganz gut nähen und auch Veranstaltungen, so kleinere Feste, organisieren. Später war ich auch Hutmacherin bei Hilde Krüger, der besten Hutmacherin in Ost-Berlin und habe Hüte für den Friedrichstadtpalast genäht.

Meine Tochter kam in die Grundschule und in den ersten beiden Schuljahren war sie ganz nah hier in der Hannoverschen Straße. Diese Schule war ganz gut und meine Tochter ganz fleißig und aufgeweckt. Jedenfalls beschlossen die Lehrer, sie in eine spezielle Schule zu geben, in die Ernst-Windangel-Oberschule. Das war eine Schule, die schon in der dritten Klasse mit Russisch-Unterricht begann, und zwar bei einem Muttersprachler. Eigentlich hatte ich keine Lust, das Kind dahinzuschicken, weil ich sie nicht in so eine Elite-Schule geben wollte. Sie sollte die Bodenhaftung behalten. Aber meine Freundin, die selber Lehrerin war, hatte empfohlen, das unbedingt zu machen, weil die Ausbildung eben so gut wäre, und es gäbe dort keine Disziplinschwierigkeiten. Ich schickte also Odette zur Aufnahmeprüfung und die hat sie mit Bravur bestanden und ging von der dritten Klasse an in die Windangel-Oberschule.

Die Schule war in der Nähe der Jannowitzbrücke. Sie kam dort mit allerlei Kindern zusammen, die alle einen Notendurchschnitt von 1,2 oder 1,3 hatten. Zunächst gab es dort wegen der Statistik noch Arbeiterkinder mit einem Durchschnitt von 1,5 und 1,6. Die waren aber schon im nächsten Jahr weg. Sie haben einfach nicht mitgehalten oder nicht mithalten können. Die Eltern der Mitschüler waren alle in der Partei und ungeheuer gesellschaftlich engagiert. Für uns war das schwierig, weil ich und mein Mann mit der Partei und deren politischem Engagement nicht zu tun haben wollten.

Meinen Mann habe ich 1963 auf der Friedrichstraße kennen gelernt. Wir haben beschlossen, zusammenzuziehen, wenn sich meine familiäre Situation klärt. Mein Vater stellte nämlich aus West-Berlin immer wieder Ausreiseanträge für meine Mutter. Er hatte nun, weil er sehr unglücklich in seinem West-Berlin war und nicht hierher kommen konnte, über das Deutsche Rote Kreuz Anträge auf Familienzusammenführung gestellt und zwei waren von der DDR-Seite abgelehnt worden. Es war eine reine Schikane, weil meine Mutter nie gearbeitet hat, zumindest offiziell nicht, sondern nur bei meinem Vater im Büro, und man ließ sie einfach nicht fahren. Mein Vater war sehr unglücklich darüber. 1963 ist er einmal zu Weihnachten zu uns kommen. In diesem Jahr konnten die Westberliner ausnahmsweise zu den Feiertagen ihre Familienangehörige in Ost-Berlin besuchen. Es war eine Riesenschlange, stundenlang musste man an der Übergangsstelle warten.



Gilda Bereska geb. Friedrich und Henryk Bereska am Hochzeitstag 17.1.1966

Es war unglaublich, was sich da abspielte, und da kam mein Vater auch. Er war damals schon sehr krank. Er hatte eine Leber-Zirrhose und außerdem, glaube ich, auch ein kaputtes Herz. Er hat sehr unter der Trennung gelitten und eigentlich wusste ich schon damals, dass ich ihn das letzte Mal sehe. Aber er sagte, er wolle unbedingt daran arbeiten, dass Mutter dann doch zu ihm kommen könne. Das funktionierte aber nicht, denn er ist 1964, ein paar Monate bevor er Rentner wurde, gestorben.

Bald danach gab es in Ost-Berlin neue Ausweise, und man musste bei der Polizei Bögen ausfüllen. Meine Mutter schrieb ganz automatisch in der Rubrik Familienstand, dass sie verheiratet ist und dann „Oh! Ich bin doch Witwe jetzt!“ Ich habe gesagt: „Lass das so

stehen. Das interessiert sowieso keinen.“ Komischerweise bekam meine Mutter dann die Ausreisegenehmigung und ging im Januar 1965 zu ihrem Mann, der, wie die DDR-Behörden nicht wussten, inzwischen verstorben war. Also durfte sie ausreisen. Das war nochmals schwierig für uns. Sie wollte eigentlich, dass ich das entscheide. Ich habe aber gesagt, dass ich dazu außerstande bin. Sie müsse schon allein entscheiden, ob sie bei mir bleiben oder gehen wolle. Sie entschloss sich also, nach West-Berlin auszureisen und einen Tag später zog Henryk zu mir in die Invalidenstrasse.

Kurz danach beschlossen wir, uns nach einer größeren Wohnung umzuschauen, weil ich in der Invalidenstrasse nur zwei Zimmer hatte. Ich bekam eine Wohnung zum Tausch angeboten, und zwar von einer alten Frau in der Scharnhorststrasse, die zu mir ziehen wollte. Da habe ich auf dem Wohnungsamt den zweiten Schreikrampf gekriegt. Ich habe schon erwähnt, dass ich drei Mal in



Bereskas Wohnung in der Scharnhorststrasse. Eingang. Die Fenster im vierten Obergeschoss rechts gehörten Gilda und Henryk Bereska

meinem Leben ausgerastet bin. Im Wohnungsamt hat man mir gesagt, ich dürfe die Wohnung nicht tauschen, weil ich nicht verheiratet bin. Henryk war zu dieser Zeit gerade in Polen. Ich hatte ihm geschrieben, wie die Sache steht und gefragt, ob wir nun heiraten sollten. Daraufhin kam er sofort nach Berlin zurück, und im Januar 1966 haben wir geheiratet.

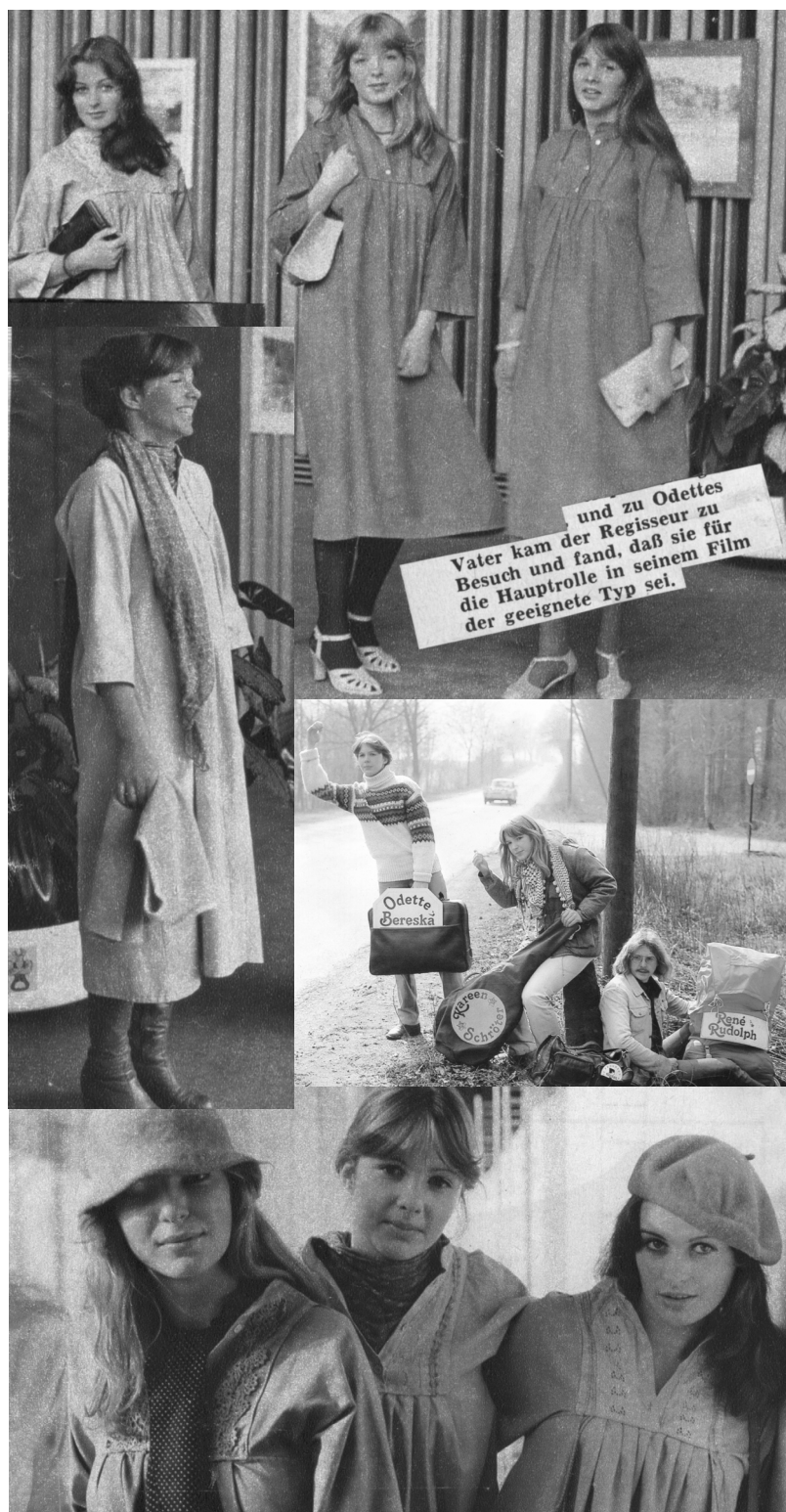
Ein Monat später sind wir in die Scharnhorststrasse umgezogen, in diese berühmte Wohnung, die dann in den nächsten 30 Jahren unser Domizil sein sollte, direkt an der Grenze.

Henryk übersetzte, ich ging zur Arbeit, Odette ging zur Schule, machte das Abitur. Zuvor ereignete sich aber noch der Wirbel um Wolf Biermann. Er wurde 1976 während einer Konzertreise in die Bundesrepublik Deutschland in der DDR ausgebürgert und durfte nicht mehr nach Ost-Berlin zurückkehren. Henryk unterschrieb zusammen mit anderen Schriftstellern und Künstlern die Protestpetition. Am Tag, als er das tat, hatte ich Nachtdienst und als ich am Morgen nach Haus kam, hat er mir davon erzählt. Da habe ich gesagt: „Ich unterschreibe doch auch“, aber die Liste war schon weg. Sie haben sie irgendwelchen Journalisten gegeben.

Ich hatte weiter Nachtdienst und wurde zwei Tage später zu meinem Abteilungsleiter am Morgen um 7.00 Uhr gerufen. Ich dachte nun, ich würde jetzt für meine Arbeit mit unseren sowjetischen Freunden ausgezeichnet, denn ich habe mich sehr für die DSF engagiert. Es war aber nicht so. Das Gegenteil war der Fall. Der Abteilungsleiter hat mir gesagt, ich solle mich von meinem Mann schriftlich distanzieren. Die Petition gegen die Ausbürgerung Biermanns war in der Zwischenzeit in einer Westzeitung erschienen und mein Abteilungsleiter musste mich sofort zur Rede stellen. Das tat er auch. Ich habe erstmals getan, als ob ich von nichts eine Ahnung hätte, weil ich mich mit Henryk absprechen wollte. Ich ging nach Hause und wusste aber, am nächsten Tag muss ich wieder „antreten“ und die erwarten von mir, dass ich mich schriftlich von der Haltung meines Mannes distanzieren. Ich habe mit Henryk gesprochen, habe mir noch einmal die ganze Situation, die Fakten klar gemacht, bin nächsten Abend



Haus in der Scharnhorststrasse, Seitenansicht. Vom Seitenfenster in der vierten Etage konnte man über die Mauer auf die Westberliner Seite schauen



Zeitungsausschnitte aus dem Film „Nächstes Jahr am Balaton“, in dem Odette Bereska eine Hauptrolle spielte; Regie Hermann Zschoche, 1979

wieder zum Dienst gegangen und habe am Morgen gesagt, dass ich mich nicht von Henryk distanzieren werde, dass ich natürlich zu seiner Entscheidung stehe. Es wurde mir angedroht, dass das zu einer Entlassung führen könnte. Ich solle mir meine Entscheidung noch einmal ganz genau überlegen. Da habe ich leider Gottes einen Nervenzusammenbruch bekommen und bin zu Hause zusammengeklappt. Ich kam nach Mahlow in ein Krankenhaus. Sie haben mich also ein bisschen aus der Schussweite genommen.

Meine Kollegen wussten zuerst überhaupt nicht, worum es geht, ich hatte ihnen auch nichts gesagt. Sie dachten, ich hätte eine Grippe. Im Januar oder Februar habe ich mich gesund schreiben lassen, weil ich die Sache endlich klären wollte. Ich war in der Zwischenzeit zur Ruhe gekommen, habe mir überlegt, dass ich diese Sache niemals tun würde. Ich wollte aber vor allem meinen Kollegen sagen, worum es geht. Es gab dann eine Betriebsversammlung, auf der ich gesagt habe, ich werde mich von meinem Mann nicht distanzieren, das kommt nicht in Frage. Erstaunlicherweise passierte danach gar nichts. Auch mein Mann, der die Petition doch unterschrieben hatte, kriegte heimlich weder Prügel, noch wurde er irgendwie drangsaliert. Wie wir aber später durch die Öffnung der Stasi-Akten erfahren haben, wurde er natürlich arbeitsmäßig unterdrückt.

Das war 1976, meine Tochter machte dann 1978 das Abitur mit Auszeichnung und wollte studieren. Zwischendurch hat Odette schon am Berliner Ensemble in Wedekinds Frühlingserwachen gespielt. Der Regisseur wollte die Kinderrollen wirklich mit Kindern und Schülern besetzen, und die Erwachsenenrollen waren mit Erwachsenen besetzt. Odette spielte in der zweiten Spielzeit die Hauptrolle, die „Wendla“ und war dadurch von ihrem Sport ein bisschen abgekommen. Sie machte Rudern und war darin ziemlich erfolgreich. Ich hatte Angst, dass sie möglicherweise in den Leistungssport geholt wird. Das war aber, Gott sei Dank, nicht der Fall und dann kam das Theater dazu. Sie war damals 13, und das Theater machte ihr Spaß. Als sie dann ihren Studiengang wählte, wusste sie schon, was auf sie zukommt. Sie hat sich entschlossen, Theaterwissenschaft zu studieren. Nun war es damals so, dass neue Studenten in diesem Fach abwechselnd einmal in Berlin und einmal in Leipzig aufgenommen wurden. Als Odette hätte studieren sollen, war Leipzig dran. Sie hat aber auf uns gehört, die wir ihr gesagt haben: „Bleib bei uns, mach ein Jahr Pause und studiere hier in Berlin“. Das war auch ganz gut, denn sie hat ein Jahr lang hier im Berliner Ensemble an der Garderobe und als Aushilfe gearbeitet und hat dabei viel Wichtiges gelernt.

Während ihres Studiums passierte diese Offiziersgeschichte. Studenten mussten in den Ferien in Lager gehen, wo sie richtig vormilitärisch ausgebildet wurden und waren danach Offiziere in Reserve. Odette hatte sich entschlossen, diese Ausbildung nicht mit zu machen. Als ich sie gefragt habe, ob sie sich der Konsequenzen bewusst ist, hat sie mir gesagt: „Ja, das ist mir klar. Das heißt Exmatrikulation und zweiter Bildungsweg. Ich schaffe das. Mama, erinnere dich daran, wie du dich damals, 1976, verhalten hast. Ich kann auch nicht anders. Ich mache das nicht!“ Das habe ich akzeptiert. Doch es gab keine Konsequenzen. Sie musste nichts unterschreiben, und sie wurde auch kein Offizier. Kein Mensch fragte danach, das ganze Studium lang nicht. In ihrer Gruppe wollten mehrere Personen an dieser Ausbildung nicht teilnehmen und es war keine Rede von Exmatrikulation. Das war Beispiel dafür, dass vieles geht, wenn man sich erst einmal durchringt.

Seit Anfang der 80er Jahren hörten wir immer mehr von *Solidarność*. Ich hatte einige Kollegen, die sehr gern nach Polen gefahren sind. Das sind Naturburschen gewesen, die mit dem Zelt von Białystok aus das Land erkundet haben. Mit denen konnte man reden. Sie kannten Leute, die bei der Schifffahrt gearbeitet haben. Die ließen sich nichts mehr erzählen. Sie wussten, dass Solidaritätsgüter für die arabische Welt dort verrotteten oder von Händlern zu Höchstpreisen verkauft wurden. Das war so ganz anders als das, was die Propaganda in der DDR uns weismachen wollte. Das waren Leute, mit denen ich gut auskam. Meine Brigade im Fernsehen bestand überhaupt aus tollen Leuten. Es gab zwischendurch immer wieder so ein paar Klugscheißer, Besserwisser und Oberbonzen. Die verschwanden aber recht schnell wieder. Die machten Karriere. Wir blieben da.

Jetzt ging es also los mit *Solidarność*. Das war unglaublich und mit einem Durchatmen aller verbunden, die sich in der DDR dafür interessiert haben. Da musste ich beim Fernsehen viel erzählen. Meine Kollegen waren nicht unbedingt sehr politisch interessiert und auch nicht politisch gebildet. Aber man merkte, dass jetzt etwas losging und es waren Dinge, die uns auch betrafen. Zum Beispiel gab es in Frankfurt (Oder) an der Brücke nach Słubice immer wieder Ärger. Ich kann mir vorstellen, dass das geschürt wurde. In Görlitz zum Beispiel verließen die Frauen vormittags ihren Arbeitsplatz um einzukaufen, weil nachmittags die Polen kamen, die alles aufkauften. Plötzlich kehrte sich um, was wir seit Jahren in Polen machten, wenn wir dort hin fuhren.

Auch die Untergrundbewegung zeigte sich langsam in der DDR. Uns allen war eigentlich klar, dass etwas passieren musste, dass es nicht so weitergehen konnte. Aber so richtig wussten wir nicht, was werden würde. Ich habe aber fest daran

geglaubt, dass Deutschland wieder eins wird. Ich fand es anormal, dass zwei Teile existierten und konnte mir nicht vorstellen, dass es so weitergeht.

Unser großer Schlag war der, als Franz Josef Strauß, der Wirtschaftsminister der Bundesrepublik, der DDR einen großen Kredit gegeben hat. Wir konnten nicht fassen, dass die DDR sich vom „Buhmann“ und „Feind Nummer Eins aus dem kapitalistischen Westen“ einen Kredit gewähren ließ. Nun half uns „der verfaulte Kapitalismus“ auf die Beine. Es war ein Umdenken.

Wir lasen verbotene Bücher und wussten, was im Prenzlauer Berg läuft. Wir haben diese Schriften gelesen, weitergegeben und darüber gesprochen. Henryk wurde immer wieder zu *Solidarność* befragt und gab Auskunft. Kuroń zum Beispiel war für uns ganz wichtig, ein großes Vorbild. Wir fanden, dass die Polen schon tolle Burschen waren, weil sie es immer wieder wagten zu streiken. Das passierte immer, wenn Lebensmittelpreise erhöht wurden – kurz vor Weihnachten etwa. Wir haben uns gefragt, was bloß mit den Deutschen los war, warum wir uns das alles gefallen ließen. Das war schon eine bewunderungswürdige Haltung im Nachbarland und wir fragten uns auch, wie weit das in Polen gehen würde.

Unsere lieben Freunde Dr. Regine und Dr. Werner Timm, Kunsthistoriker aus Ost-Berlin, wollten Anfang der 80er Jahren ausreisen. Der Sohn, Dr. Gerhard Timm – der später die Trauerrede für Henryk gehalten hat – war schon im Westen. Die Eltern waren mit ihrer Tochter noch hier und hatten einen Ausreiseantrag gestellt. Ich habe ihnen geholfen, die Inventarlisten zu erstellen, die dafür nötig waren. Sie hatten eine riesige Büchersammlung. Er war Leiter des Kupferstichkabinetts gewesen. Ich musste die Listen für den Zoll tippen. Unter anderem hatte dieser Dr. Werner Timm auch ein Auto, einen Volkswagen. Damals hatte es für Ostdeutschland und für Ost-Berlin eine Lieferung dieser Autos nur für bestimmte Leute gegeben. Der Anwalt von Timms war Bernhard Vogel, der mit solchen Sachen befasst war. Timm gab ihm die Liste, auf der stand, dass er auch das Auto mitnehmen wollte. Da sagte Vogel, dass das nicht gehe. Er hatte auch schon einen Käufer. Timm kam wieder nach Hause und war außer sich vor Wut. Da habe ich ihm gesagt, dass meine Mutter mir schon immer ein Auto schenken wollte. Ich habe ihm vorgeschlagen, mir sein Auto zu schenken und meine Mutter würde in West-Berlin einen gebrauchten Volkswagen für ihn kaufen. So haben wir das auch gemacht.

So bin ich also 1980 zu einem VW gekommen, manilagrün, hatte aber keine Fahrerlaubnis. Auf ein Auto musste man in der DDR trotz Anmeldung lange warten. Für einen Trabant war ich angemeldet. Zehn Jahre sollte das dauern. Den habe ich dann Gott sei Dank nicht mehr bekommen. Auch auf die Fahrschule musste man

eigentlich rund drei Jahre warten. Aber Henryk hatte in Beeskow mit 50 Mark West einen Fahrlehrer bestochen, dass der mich sofort heran nahm. Eigentlich sollte Henryk den Führerschein machen. Aber er hatte keine Lust, Auto zu fahren und war so großzügig, mir den Fahrschulplatz abzutreten. Also musste ich immer nach Beeskow fahren, um die Fahrerlaubnis zu machen. Nach 17 Fahrstunden hatte ich sie, ohne zum Beispiel je Autobahn gefahren oder am Berg angefahren zu sein.

Die erste Fahrt habe ich im September 1980 in die Sächsische Schweiz unternommen. Es war furchtbar, weil ich überhaupt nicht fahren konnte, aber irgendwie ging es gut. Dann kam ich nach Hause und zog mir einen Sprunggelenkkriss zu, so dass ich mit einem Gipsverband im Bett liegen musste. Das Auto stand im Hof und ich lag im Bett.

Im Dezember 1980 wurde in Polen der Ausnahmezustand ausgerufen. Ich lag in meinem Zimmer in der Scharnhorststraße und hörte die Autos mit den Militärs hin- und herfahren. Offensichtlich war etwas passiert. Wir haben Angst gehabt, dass die Russen in Polen einmarschieren und dachten, dass sich die Polen, anders als die Tschechen damals, das nicht so gefallen lassen würden. Ich nahm an, dass ein Krieg ausbrechen würde. Nun lag ich immer noch mit dem Gipsbein im Grenzgebiet im Bett. Ich fürchtete, die Wessis würden nach einem Grenzdurchbruch durch die Scharnhorststraße kommen und ich könnte trotz meines Autos nicht weg. Ich werde das nie vergessen. Tagelang habe ich nicht richtig geschlafen, wir haben nur Radio gehört, um zu erfahren, was passiert. Ich kann nicht sagen, dass wir für Jaruzelski ein warmes Herz hatten. Aber ich hatte die Hoffnung, dass erst einmal das Schlimmste verhindert worden ist, dass wenigstens die Russen dort nicht einmarschieren.

Wir mussten nun auch sehen, was aus unseren Freunden in Polen wurde. Ich kann darüber nicht allzu viel Auskunft geben, weil ich nicht Polnisch spreche. Henryk hatte alle Zeitungen da. Er wäre einerseits am liebsten sofort losgefahren. Andererseits sagte er: „Ich weiß nicht. Es ist auch vieles undurchsichtig.“ Er sah Katowice, und er sah Wujek – die „Onkelchengrube“. Wir hörten dann, dass die Oberschlesier die für Russland bestimmten Steinkohlewaggons an die Schienen geschweißt haben. Das war für uns unglaublich, das machten die Polen wunderbar. Mir hat das mächtig gefallen. Ich dachte: ‚Die machen wenigstens etwas.‘ In der DDR wurde versucht, diese Menschen als „Räuberbande“ darzustellen. „Das sind unkontrollierte Stänkerer“, hieß es. Das war einfach widerlich. Die DDR-Propaganda sah die Gefahr, dass die Unruhen überschwappen können. Menschen wie Wolfgang Templin oder Ludwig Mehlhorn von der Evangelischen Akademie haben mit den

Polen zusammengearbeitet. Sie sind zu Treffen gegangen, sind gereist und haben Kontakte geknüpft. Sie haben sich Anregungen und Rückenstärkung geholt. Aus heutiger Sicht hat uns das in der DDR viel geholfen. Mir tut es ein bisschen leid, dass das Engagement der Bürgerrechtler heute nicht mehr zur Sprache kommt. Das mag Ursachen haben, die ich nicht übersehe.

Henryk hat den Kontakt sowohl nach Katowice als auch nach Wrocław zum Theaterfestival immer gehalten. Nach Wrocław bin ich nicht mitgefahren, weil ich während dieser Zeit immer arbeiten musste.

In den Jahren von 1980 bis 1989 wurde es in der DDR immer unerträglicher. Es gibt genügend Aufzeichnungen darüber, was passiert, wenn man morgens feststellt, dass der nächste Nachbar weg ist. Wir sind in Berlin spazieren gegangen und haben nur gezählt, der ist weg und der ist auch schon im Westen. Viele unserer Freunde haben zu dieser Zeit die DDR verlassen. Es war richtig traurig mit anzusehen. Auch wir haben ständig überlegt, ob wir die Ausreise beantragen sollen. Überall kreiste ein Spruch: die DDR – Der Doofe Rest. Im Grunde genommen war allen klar, dass die DDR am Ende ist. Aber was sollte man tun? Das Bruttosozialprodukt lässt sich nicht von heute auf morgen um acht Prozent hochfahren. Es gab immer mehr Ausreiseanträge. Hinzu kam, dass die Rentner in den Westen fahren durften und Sachen mitbrachten. Am Anfang wenig, weil das Geld knapp war. Später war das anders. Es gab diese „Berufsrentner“, von denen ich einige kannte. Die fuhren mit großen Einkaufszetteln und brachten gegen einen kleinen Aufschlag den Leuten das Gewünschte mit. Das fing mit der Fernsehzeitung oder Büchern an. Meine Mutter versteckte solche Dinge immer unter ihrer Leibwäsche, immer in der Angst, im „Tränenbunker“ in der Friedrichstraße gefilzt zu werden. Aber es ging gut. Sie hat auch Geld geschmuggelt.

Die Rentnerschlangen vor dem Bahnhof Friedrichstraße waren bis zu 100 Meter lang. Die Taxifahrer haben damals unglaublich viel verdient. Die Frauen kamen fürchterlich beladen zurück, sogar mit Kühlschränken. Man glaubt es nicht. Die nahmen dann die Taxis. Das war wirklich ein schlechtes Bild. Der „Tränenbunker“ und diese Rentner davor – die weichten langsam die ganze DDR-Bevölkerung auf.

Kaffee hatten wir in der DDR sowieso schon durch den Rechtsanwalt Vogel. Den nannte man „Kaffee-Vogel“, weil er die Menschen für Kaffee „verkaufte“. Es gab ja Preise, die Westdeutschland für einen Arzt oder Handwerker bezahlte. Für diese Westgelder kaufte die DDR Kaffee in den armen Ländern. Deshalb hieß dieser Anwalt „Kaffee-Vogel“.

Meine Mutter wurde immer schwerer krebskrank. Sie konnte nach Ost-Berlin kommen, weil die Grenzbestimmungen gelockert worden waren. Wer einreisen wollte, musste aber „Eintritt“ bezahlen. Zeitweise waren das zwölf Mark, später noch mehr. Die Wessis regten sich darüber auf. Wir haben uns auch aufgeregt, weil wir dachten: ‚Wir sind die Affen und werden jetzt betrachtet.‘ Das Geld wurde eins zu eins getauscht, und wenn man sich überlegt, dass eine Bockwurst in der DDR 80 Pfennig kostete, die billigste Theaterkarte etwa 4,50 Mark, ein Mittagessen drei Mark und dass die Bücherpreise im Keller waren: Die Westmenschen konnten sich hier einen schönen Tag machen und noch etwas für ihre Freunde mitnehmen.

Aber der „Tränenbunker“ hieß nicht umsonst so. Ich konnte dann auch durch diesen Bunker, 1986 zum ersten Mal, meine Mutter besuchen. Sie war schon jahrelang krank und sehr elend, so dass sie nicht mehr zu uns kommen konnte. Ich habe mit meinem Antrag auf Besuchserlaubnis drei Minister beschäftigt: den Postminister, den Kulturminister und Kurt Hager. Den nannte man „Tapeten-Kutte“. Er hatte gesagt: „Wenn die anderen (das waren die Polen) Zimmer tapezieren, dann müssen wir das nicht auch tun“.

Meine Mutter hatte zu dieser Zeit das Gefühl, sie würde bald sterben. Es ging ihr nicht gut. Sie wollte nun ihre Geldangelegenheiten regeln. Es gab damals diese GENEX-Läden. Die hatten ihr eigenes Geld gedruckt. Wenn ein von Henryk übersetztes Gedicht im Westen veröffentlicht wurde, bekam er sein Geld in dieser Form. Wir konnten dann in den GENEX-Läden Westware kaufen. Meine Mutter sagte: „Ich werde dir ein Auto schenken, dann haben wir das mit dem Geld gelöst“. Das haben wir dann auch gemacht und den ersten Golf verkauft.

Meine Anträge auf Besuchserlaubnis in West-Berlin wurden immer wieder abgelehnt. Dann brach meine Mutter zusammen und kam mit Magenkrebs ins Krankenhaus. Sie hat dort anderthalb Monate gelegen, das war ganz schlimm, und ich durfte nicht zu ihr fahren. Ich saß mit meiner gepackten Tasche schon im Polizeipräsidium in der Keibelstraße und wartete vergeblich auf die Erlaubnis. Ich habe mich beschwert, wo ich nur konnte. Henryk auch. Es war Schikane. Es hieß immer, ich sei ein Geheimnisträger. Lächerlich! Dann war meine Mutter aus dem Krankenhaus entlassen worden und bekam eine Hilfe, weil sie den Alltag nicht mehr allein bewältigen konnte. Ich erhielt dann tatsächlich die Erlaubnis, sie zu ihrem Geburtstag im November 1986 für fünf Tage zu besuchen. Das war die Zeit, als sich hier alles langsam aufzuweichen begann. Für mich war dieser Besuch unglaublich. Wir hatten zwar viele Freunde in West-Berlin und Westdeutschland, so dass ich schon ungefähr wusste, was mich erwartet. Doch es war ganz wichtig, dass

ich gefahren bin. Ich habe begriffen, dass ich in der DDR ein ganz anderes Leben führte als ich es im Westen gehabt hätte. Ich konnte damals nicht entscheiden, welches ich besser fand. Ich bin 46 Jahre alt gewesen. Als ich mich in West-Berlin in der Sendeanstalt nach Arbeitsmöglichkeiten erkundigte, hieß es: „Sie sind zu hoch qualifiziert und zu alt. Das können wir nicht mehr bezahlen.“ „Na, dann nicht!“, dachte ich. Henryk war fast 65, und er sagte: „Ich bin sowieso bald Rentner, dann fahre ich ’rüber. Irgendwie kriege ich es schon fertig, dass du dann nachkommst oder mitkommst.“

Mit meiner Mutter war es mittlerweile so schlimm, dass ich sie zu mir holen wollte. Ich hatte fünf Tage Zeit und wusste, dass das zu kurz ist, weil sie so krank war. Sie hat auch gesagt: „Kind, nicht mehr. Ich werde hier gut versorgt. Wenn ich krank bin, komme ich ins Krankenhaus und die kümmern sich um mich.“ Da konnte ich nichts machen.

Dann durfte ich wieder nicht fahren, auch nicht zum 90. Geburtstag meines Onkels. Danach gab es Pflegepässe für Leute mit kranken Angehörigen. Das heißt, ich kriegte die Erlaubnis, für 14 Tage zu fahren, die ich nehmen konnte, wann ich wollte. Ich fuhr also einmal im Monat für einen Tag nach West-Berlin. Da habe ich für meine Mutter vorgekocht und das Essen in Schraubdeckelgläser eingeweckt. Auf die Deckel habe ich geschrieben, für welchen Tag das Essen gedacht war, weil sie anfang, verwirrt zu werden. Hinterher erst habe ich mitbekommen, dass sie schon ziemlich altersdement war. Sie ist nachts in ihrem Haus in Wittenau am Wilhelmsruher Damm herumgeirrt. Es muss schlimm gewesen sein, aber ich habe das nicht so mitbekommen. Sie hatte auch eine gute Ärztin, die sie gut betreute.

Doch es spitzte sich zu und ich musste meine Mutter immer ins Krankenhaus geben, wenn mein Pass neu beantragt werden sollte. Sonst hätte sie niemanden gehabt, der sich um sie kümmerte. So war es dann auch im Sommer 1989. Mein Pass lief aus, und ich musste diese 14 Tage neu beantragen. Ich musste immer einen Monat lang darauf warten, so lange, wie Leute, die zum ersten Mal ausreisten, obwohl ich immer aus West-Berlin zurückgekehrt war. Ich habe da im Polizeipräsidium gesessen und Rotz und Wasser geheult und gesagt: „Meine Mutter ist am Ende. Es geht nicht mehr, ich schaffe es nicht.“ Ich hatte meine Mutter über den Jahreswechsel 1988/89 ins Krankenhaus bringen müssen. Da war sie ziemlich ausgetrocknet und der Krebs war wieder da. Es wurden ihr Teile des Darms herausgeschnitten. Da war mir schon gesagt worden, dass meine Mutter nicht mehr nach Hause entlassen werden könne und dass sie in ein Heim müsse. Am 1. April 1989 kam meine Mutter dann in ein Pflegeheim. Ich hatte den Pass für ein bis zwei

Tage, so dass ich nicht einmal ihren Haushalt auflösen konnte. Gott sei dank war zu dieser Zeit meine polnische Nichte mit ihrem Mann schon nach Deutschland eingereist. Beide haben mir geholfen. Auch als ich den Pass im Sommer 1989 neu beantragte, führte kein Weg zu einer schnelleren Bearbeitung. Die brauchten einen Monat dafür, und genau in dieser Zeit ist meine Mutter gestorben.

Als sie tot war, durften Henryk, meine Tochter und ich zum ersten Mal gemeinsam nach West-Berlin fahren. Henryk war schon vorher einmal da gewesen. Er hatte einmal nach Österreich reisen dürfen und einmal nach Westdeutschland. Meine Mutter ist im August 1989 beerdigt worden und wir saßen da und haben uns gefragt: „Was machen wir nun?“ Was meine Mutter gespart hatte, war durch dieses Pflegeheim sozusagen aufgeessen worden. Dem Patienten blieb ein Betrag von 4000 Mark für die Bestattung, alles andere kassierte das Pflegeheim. Meine Mutter bezahlte für den Pflegeheimplatz monatlich 6200 Mark an den Paritätischen Wohlfahrtsverband. Dieser Platz, das war ein Bett und ein Nachttisch und ein schmaler Spind, wie man es bei Bergleuten kennt. Da waren vier Patienten in einem Zimmer. Es war mir überhaupt nicht klar, was daran 6200 Mark kostete. Ich konnte aber auch nichts machen. Ich war in Ost-Berlin und hatte keinen Einfluss darauf, wohin meine Mutter verlegt wurde. Als sie noch gesünder war, hatte ich einmal versucht, sie in ein Heim zu bringen. Aber sie hatte gesagt: „Lass’ mal, Mäuschen. Das kostet bloß Geld, das brauche ich nicht. Irgendetwas machen sie schon mit mir.“ Na ja, das haben sie dann auch. Also kurz und gut, meine Mutter starb genau in dem Moment, in dem ihr Geld zu Ende war. Es waren etwa 2500 Mark übrig und die 4000 Mark für die Beerdigung. Wir haben meine Mutter bestattet, dafür bekamen wir 14 Tage Zeit in West-Berlin.

Das restliche Geld haben wir auf den Kopf geklopft. Wir sagten uns: „Wer weiß, was passiert“. Meine Tochter ist nach Norwegen zu ihrer Freundin und ich bin mit Henryk nach England, nach London gefahren. Das war schon immer mein Traum gewesen. Dann kamen wir nach West-Berlin zurück. Henryk und meine Tochter mussten zurück nach Ost-Berlin, ich noch nicht, weil ich den Pflegepass hatte. Dann habe ich gesagt: „Kinder, jetzt bleiben wir hier in West-Berlin. Das ist die letzte Chance. Ich habe keine Verwandten mehr, ich komme nie wieder in den Westen.“ Dann sagte meine Tochter: „Aber Mutter, merkst du nicht, dass sich im Osten etwas tut?“ Sie sollte im September ihren ersten Film drehen. Sie sagte: „Ich gehe zurück, ich will diesen Film drehen. Es ändert sich was.“ Henryk sagte: „Liebchen, es ist 1989, ich bin bald Rentner. Wir werden schon einen Weg finden.“ Als erste ging Odette. Zwei Tage später ging Henryk und ich saß da ganz allein bei

meiner Freundin in der Wohnung. Ich glaube, das war die schwerste Entscheidung, die ich jemals in meinem Leben getroffen habe. Ich wäre so gerne geblieben. Was habe ich gemacht? Ich habe für mein letztes Geld einen Pelzmantel gekauft, der mir drei Nummern zu groß war. Ich dachte: ‚Wenn ich 65 bin, 15 Jahre weiter, bin ich entschieden dicker, und als alter Mensch friert man.‘ Ich kaufte mir also diesen Mantel, der ganz billig war. Dann habe ich noch eine Nähmaschine gekauft, etwas Kleinkram und Geschenke für meine Freunde. Meine Freundin fuhr mich zum Grenzübergang Sandkrugbrücke. Ich kann nicht beschreiben, wie schwer der 100 Meter langer Weg bis zur Scharnhorststraße mir wurde. Ich habe nur geheult, ich wusste: ‚Jetzt ist es aus. In den nächsten zehn Jahren komme ich nicht mehr in den Westen.‘ Jeder Schritt ist mir schwer gefallen. Mein Gepäck zog ich auf einem Rolli hinter mir, das erschien mir alles so sinnlos. Ich muss erbarmungswürdig ausgesehen haben, denn selbst der Zollbeamte war erschrocken. Ich war drei Tage lang nicht ansprechbar.

Dann lief alles ganz schnell. Ich war wie benebelt. Wir sind nach Polen gefahren. Henryk hatte einen Kongress und davor haben wir unsere Freunde besucht. Wir saßen am 9. November in Poznań bei unseren Freunden Gilewicz und hörten, dass die Mauer offen war. Ich wollte natürlich sofort nach Hause, aber Henryk sagte: „Du bleibst hier und spielst mit dem Kind Halma. Du wirst wahnsinnig, wenn du jetzt nach Hause fährst, du bleibst hier.“ Also bin ich geblieben und Henryk musste nach Warschau zu seinem Kongress. Danach fuhren wir von Poznań aus nach Berlin. Die Züge waren natürlich überfüllt und Henryk sagte: „So schnell ändern sich die Zeiten nicht“. Er ging mit mir zu einem Zug, der von Russland aus auf der Durchreise war. Es ging wie immer: Henryk gab dem Schlafwagenschaffner fünf Westmark und wir bekamen dort unser Abteil. An der Grenze kamen die deutschen Zöllner, die sonst immer „Menschenfressergesichter“ hatten. Ich habe immer Kummer mit Zöllnern gehabt, weil ich sie auch immer so böse anguckte. Plötzlich lächelte mich einer von ihnen an und war ganz freundlich. Dieser plötzliche Wechsel war ungefähr das Schlimmste, das ich mir vorstellen konnte. Vielleicht war das wirklich ein lieber Junge, das weiß ich nicht, aber für mich war das schlimm.

Ich hatte eine Blockade, wie lange, kann ich nicht sagen, in den Westen zu gehen. Ich war völlig verriegelt. Ich habe mich zwar ein oder zwei Tage nach unserer Ankunft mit meiner Freundin in der Oranienstraße in der „Roten Harfe“ getroffen. Das war schön, aber ich habe es nicht so richtig begriffen. Ich wollte das einfach einmal ausprobieren. Ansonsten bin ich zu Hause geblieben und arbeiten gegangen. Doch das Ganze hat mich sehr beschäftigt. Plötzlich waren die Grenzer



Gilda Bereska vor der zerstörten Mauer in Berlin, 1990

nicht wieder zu erkennen. Die haben „Guten Tag“ gesagt. Ich hatte in diesem Grenzgebiet auch schlimme Dinge erlebt: Fluchtversuche, Schießereien. Doch plötzlich waren die alle emphatisiert. Ich war auch bestätigt in meiner Überlegung, dass die deutsche Teilung unnatürlich war. Irgendwie waren alle glücklich, und ich denke, dass das Gros der Menschen bis heute froh über das Ende der Teilung ist.

Dann überlegten wir, was wir nun tun sollten. Ich wusste noch nicht, dass das Fernsehen aufgelöst wird. Ich habe den „Runden Tisch“ verfolgt. Es war für mich wichtig zu sehen, wie und was diskutiert wird und worum es nun gehen sollte. Es gab einige Galionsfiguren, die

wir alle sehr verehrten und von denen wir wussten, dass es ernsthafte Leute sind. Es passierte etwas. Ich habe zu Henryk gesagt: „Jetzt kannst du endlich deine eigenen Sachen schreiben und veröffentlichen. Jetzt musst du nicht mehr immer übersetzen.“ Da antwortete er: „Ja, ich kann jetzt schreiben, aber das Übersetzen hat nichts damit zu tun.“ Er sah nach wie vor seine Aufgabe darin, von einem Ufer zum anderen zu transportieren und war der Meinung, jetzt erst recht. Er sah natürlich die Boulevardgeschichten auf uns zukommen, und so war es dann auch. Das war schwierig für uns, die wir immer große Leser waren und um jedes Buch gekämpft haben. Aber wir wussten, dass jeder Anfang schwer ist und dass Fehler dazu gehören.

Das Schönste waren dann die Spaziergänge auf dem Grenzstreifen. Das kann sich niemand vorstellen, der nicht so dicht wie wir an der Grenze gewohnt hat. Wir wohnten auf der rechten Seite der Scharnhorstraße und auf der anderen Seite war das Grenzgebiet. Es gab Familien, in denen die Oma auf der rechten und die Kinder auf der linken Seite wohnten. Wenn die Oma zu den Kindern ging, gab es Stänkerer und Petzer, die bei der Polizei anriefen und das meldeten. Die Oma durfte nicht ohne Erlaubnisschein zu den Kindern gehen. Dann kam die Polizei und hat sie herausgeholt. Es war auch abgezäunt. Es gab auch Läden, aber man durfte da eigentlich nicht hin. Wenn Polizisten längere Zeit da waren und die Familienverhältnisse kannten, haben sie nicht jedes Mal reagiert, wenn ein Denunziant anrief. Doch es gab schon böse Geschichten. Durch das Krankenhaus, den Grenzturm und die militärischen

Befestigungen bedeutete uns die neue Situation viel mehr als manchem anderen. Plötzlich konnte man auf den Friedhof gehen, die Grenzanlagen waren weg.

Wenn man sieht, wie das jetzt ist – dort ist viel Militär aus dem Zweiten Weltkrieg beerdigt, das war für uns auch ungewöhnlich. Erst sah man die einen, dann die anderen... Ich will das nicht vergleichen, keineswegs. Das heutige Bundeswehrkrankenhaus war damals in der DDR das Polizeikrankenhaus. Ich wollte einmal eine hilflose, richtig kranke Person, die in meinem Hausflur lag, dort abgeben, doch die haben sie nicht genommen. Da habe ich den dritten Schreikrampf in meinem Leben gekriegt. Ich habe gesagt: „Ich schreie jetzt sofort die ganze Straße zusammen, wenn der Mann hier nicht aufgenommen wird! Sie holen jetzt sofort Ihren Diensthabenden!“ Ich habe geschrien, bis jemand kam und diesen hilflosen Mann mitnahm. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist. Plötzlich mit dem Bundeswehrkrankenhaus ist das alles ganz anders, es war nicht zu fassen.

Henryk war so selig. Er hat ein Gedicht über das Hin und Her auf der anderen Seite der Straße geschrieben, von der aus man auf unser Haus schauen konnte. Dort bin ich auch gewesen, als ich 1986 das erste Mal nach West-Berlin fuhr. Ich rief Henryk vom Lehrter Bahnhof aus an und habe mein Kommen angekündigt. Dann hat er am Fenster gestanden und mir mit einem weißen Tuch zugewinkt.

Als ich noch weiße Tischdecken benutzte wenn Besuch kam, habe ich am Fenster des Durchgangszimmers die Krümel von der Decke gewedelt. Das wurde mir später als Kontaktaufnahme zum Westen angerechnet.

Nach der Wende wurde ziemlich schnell klar, dass das Fernsehen aufgelöst wird. 1992 war es so weit. Ich war bis zum letzten Tag da, obwohl ich schon freigestellt war. Ich hätte zu Hause bleiben können, es gab nichts mehr zu tun. Wir waren 6000 Mann, die entlassen wurden. Da gab es einen gewissen Rudolf Mühlfenzl aus München, dessen Aufgabe es war, Rundfunk und Fernsehen abzuwickeln. Zuerst wurden alle entlassen, die das Rentenalter bald erreichten. In der zweiten Welle waren



Erste Freie Wahlen nach der politischen Wende am 2.12.1990; Gilda Bereska war Mitglied der Wahlkommission

Leute wie ich an der Reihe, die halbtags arbeiteten. Mit der dritten Welle 1992 war Schluss. Die Studiotechnik Fernsehen, bei der ich arbeitete, gehörte zur Deutschen Post. Dazu gehörten Mitarbeiter bis zum Kameraassistenten – das ist der, der die Kamera schiebt. Vom Kameraassistenten an bis zur Regie, den Kameraleuten und so weiter gehörten die Mitarbeiter zum Staatlichen Rundfunkkomitee. Das waren also zwei ganz unterschiedliche Betriebe. Einige meiner Kollegen versuchten dann bei der Post unterzukommen. Dem Mühlfenzl wurden später noch Leute beigestellt. Wir fragten uns dann immer gegenseitig: „Bist du schon ‚gemühlfenzlt‘?“ Er war nicht beliebt, wie man sich vorstellen kann.

Fast alle meiner Kollegen sind als Fachleute gut untergekommen, weil wir auch eine solide Ausbildung hatten. Das war anders als im Westen, wo einer den Ton macht und der nächste etwas anderes. Wir sind für alles ausgebildet worden. Ich habe während meiner Ausbildung alle Stationen durchlaufen müssen. Meine Kollegen sind nach der Entlassung zum Beispiel nach Leipzig, Halle oder Rostock gegangen. Plötzlich waren also 6000 Leute vom Fernsehen weg. Zu Silvester 1992 wurde

das DDR-Fernsehen zum Sender Freies Berlin (SFB) umgeschaltet. Da haben wir den Hahn in Adlershof zugemacht. Ich bin extra noch einmal nach Adlershof gefahren, um das zu sehen und habe mir noch einen alten Kaktus als Andenken mitgenommen. Damit war das zu Ende.

Plötzlich stand ich aber vor der Frage, ob ich mich mit 50 Jahren auf die Rentnerbank legen oder noch einmal anfangen sollte. Da habe ich mich entschieden, noch einmal anzufangen. Ich war glücklich über die Wende, weil ich endlich diesen fürchterlichen Beruf los war, diese Technik, die mich nie interessierte.

Jetzt konnte ich es noch einmal versuchen. Das war wunderbar. Wenn ich heute morgens aufwache und aus dem Fenster sehe, sage ich mir oft, dass ich großes Glück habe. Mir sind im Prinzip zehn Jahre geschenkt worden. Normalerweise



*70. Geburtstag von Henryk Bereska, 1996
Auf dem Foto Familie Bereska mit Freunden*

hätte ich erst mit 60 Jahren als Rentnerin 'rüberfahren oder mich beruflich frei strampeln können. So ist mir das schon mit 50 Jahren passiert. Ich bin darüber bis zum heutigen Tag sehr glücklich.

Damals habe ich mir meinen Fotoapparat geschnappt und die Autos fotografiert, die in den Straßen herumstanden – die Trabanten. Zehn bis zwölf Jahre hatten die Leute darauf gewartet. Plötzlich standen die Autos herum, als wären es alte Säcke. Das tat mir in der Seele weh. Ich fand das Auto nicht besonders schön, aber es war immer der Traum der DDR-Bürger. Es war nun erschütternd zu sehen, wie diese ehemaligen Werte plötzlich nichts mehr galten. Das reizte mich, und ich habe diese Autos so fotografiert wie sie da standen. Draus habe ich ein Buch gemacht: *Trabant-Fluchtpappe*. Es folgte ein zweites: *Ostberliner Monumente*. Da habe ich politische Denkmäler fotografiert. Das Buch ist sehr schön geworden. Die Denkmäler gibt es zum Teil schon gar nicht mehr. Ich habe Aphorismen von Henryk und ein Essay über Denkmäler von Rolf Schneider zu den Fotos gestellt. Beide Bücher erschienen als Postkartenbücher bei der Corvinus Presse. Damit habe ich mir sozusagen den Start geschaffen. Ich habe immer viel nebenbei gemacht, aber irgendetwas fehlte mir noch...

Meine Tochter hatte in der Zwischenzeit eine Filmfirma gegründet, die dann wieder Pleite ging. Doch sie hatte Glück. Als beim Fernsehen das Personal reduziert wurde, sollte eine Frau mit zwei Kindern entlassen werden. Odette hatte vorher schon ihren Studienkollegen Schöbel – den Intendanten beim Kindertheater der DDR, dem „Theater der Freundschaft“ – getroffen. Er wollte sie als Dramaturgin haben. Da sagte sie im Fernsehen, man sollte sie doch entlassen und die andere Frau noch behalten. So kam es auch. Odette wurde Dramaturgin bei dem Theater, das später in „Carrousel-Theater an der Parkaue“ umbenannt wurde. Sie war also untergekommen. Henryk machte seine Arbeit weiter, allerdings mit der Enttäuschung, dass das mit der polnischen Literatur überhaupt nicht lief. Er hatte Manuskripte da, manche waren schon fertig, kamen aber nicht heraus, weil Aufbau, Henschel und andere Verlage sich schwer taten. Es war grässlich. Er ließ sich davon aber nicht abhalten und hat weitergemacht. Manchmal dachte ich, er müsste vielleicht mehr Klinken putzen. Aber das war nicht Henryks Art. Das tut mir eigentlich leid. Ich hätte ihm so sehr ein schönes Buch gewünscht. Die Corvinus Presse – so nett die Leute die Bücher auch finden – ist ein Einmannverlag, der überhaupt nicht in der Lage war, PR zu machen, der wenig Lesungen beschafft hat und vor allem waren die Bücher nicht im Buchhandel zu erstehen. Wenn Henryk da

anders angesprungen wäre, wäre es vielleicht auch anders gelaufen. Aber er wollte nicht, und das ist auch in Ordnung so.

Meine Tochter hatte durch das Theater die Bekanntschaft einer Frau gemacht, die bei den Filmfestspielen das Kinderfilmfest organisierte. Zur Berlinale im Februar finden auch immer Kinderfilmfestspiele statt. Weil meine Tochter wusste, dass mir so etwas Spaß macht, schlug sie mir vor, mit dieser Frau Kontakt aufzunehmen. Neben ihrem Büro wird das Kinderkino organisiert. Es gibt verbilligte Kinderkinokarten zum „Kinderfilm des Monats“, der in verschiedenen Kinos läuft. Da wurde jemand gebraucht. Dort habe ich meine ersten Schritte gemacht und später auch bei den Kinderfilmfestspielen mitgearbeitet. Ich habe den Info-Stand betreut und bei der Organisation von Auftakt und Abschluss in der Urania geholfen. So langsam habe ich mich da herangetastet. Dann kamen die Berliner Märchentage dazu. Diese Veranstaltung war noch in West-Berlin von Hans-Dieter Klock begründet worden. Henryk hatte zu Ostzeiten den dicken polnischen Märchenband *Der goldene Brunnen* übersetzt. Das wusste Klock, und er fragte Henryk, ob er einmal aus diesem Band lesen würde. Das machte er auch. Ich habe ihn begleitet, aber mir hat das nicht gefallen. Ich sagte: „Märchen kann man nicht so lesen wie du. Das muss man anders machen. Da muss man hinterher malen oder etwas spielen.“ Da hat Henryk mich angeschaut und gesagt: „Na dann mach’ du doch“. Das war der zweite Schritt. Henryk war froh, dass er das nicht mehr musste. Eigentlich nervte ihn das, obwohl er mit Kindern wirklich gut auskam. Sich so einfach hinzusetzen und etwas vorzulesen – das war aber nichts für ihn. So bin ich dazu gekommen. Meine Überlegung – schon aus Odettes Grundschulzeit – war, dass die Kinder nicht nur dasitzen und zugucken, sondern selbst kreativ werden sollen. Daraus ist die Idee des Mitmach-Theaters entstanden. Ich glaube, das läuft ganz gut. Ich versuche, den Kindern gute Kinderliteratur nahe zu bringen. Ich lese selten, weil ich immer ganz bunte Kinder habe. Ich weiß immer gar nicht, wie viel Deutsch sie können. Oft ist es nur Pantomime, wenn es Winzlinge sind, so Vorschulkinder. Bis zur dritten Klasse mache ich das. Da setze ich dann voraus, dass sie einigermaßen sprechen können. Da kann man besser erzählen. Man muss sich auf die Kinder einstellen. Die Kinder in Zehlendorf sind immer noch anders als die Kinder in Neukölln oder in Marzahn, auch wenn sich das etwas verwischt. Aufbauend auf der Geschichte, die ich den Kindern dann erzähle, spielen wir etwas. Da bin ich reich an Ideen. Das ist eine schöne Sache.

Bei den Märchentagen mache ich mit, bin in Bibliotheken, auch auf dem Fernsehturm oder in Fußgängerzonen. Das läuft ganz gut, aber ich habe mich

nicht darum bemüht, da als Macher einzusteigen. Dazu bin ich zu pingelig. Ich bin Perfektionistin. Wenn ich etwas mache, dann muss es richtig sein. Die Kinder nehmen immer etwas mit, das sie an die Sache erinnert, womit sie spielen können. Das strengt mich ziemlich an. Es ist ein riesiger Aufwand und ich habe auch kein großes Feedback. Man weiß aber nicht, was bei den Kindern aus dem kleinen Saatkorn wird. Langsam muss ich aber abbauen. Ich bin jetzt 65 und kann nicht so tun, als ob ich noch eine Karriere vor mir hätte. Ich habe mir also eine jüngere Frau genommen, die ganz kreativ ist und genau auf meiner Linie. Ich hoffe sehr, dass sie das für mich weitermacht.

Da zeigt sich auch wieder, warum wir in Ost-Berlin geblieben sind. Ich denke, Henryk und ich sind so. Ich werde nie eine piekfeine Dame, die mit Feder am Hut und Brillanten am Finger einen Smalltalk auf einem Segelboot führt. Das bin ich nicht. Ich muss etwas Praktisches tun, ich muss Kinder und junge Leute um mich haben und ich muss etwas bewegen. Das halte ich für wichtig.

Aber zurück zur Wende. Nach den beiden Büchern war ich arbeitslos. Dann ging es mit den Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen (ABM) los. Ich konnte mich nicht beschweren, ich habe wunderbare Stellen bekommen. Als Bibliothekarin in meiner geliebten „Möwe“ habe ich gearbeitet – das war zu DDR-Zeiten der Künstlerclub und die Bibliothek der Kunst- und

Kulturschaffenden, die viele Wertbücher im „Giftschrank“ hatte und die ich nun endlich lesen konnte –, dann am Theater „THEMA“ in der Schönhauser Allee. Dort habe ich zum ersten Mal richtig Kindertheater gemacht. Dann hatte ich die „Mädchenetage“ in Weißensee, da ging es um die Betreuung von Mädchen. Danach ging ich ins „See you“ in Mitte. Das war ein Verein für Selbsthilfe im Vorruhestand. Da habe ich in meinem Bezirk die Vorruheständler zusammengetrommelt, um sie in Selbsthilfegruppen zueinander zu bringen. Das war sehr wichtig, denn viele Menschen wurden arbeitslos. Danach bin ich in die Schulen gegangen und habe mit



*Kreuzberg, Else-Ury-Bibliothek, Namensgebung im Juli 2000
Gilda Bereska mit den Kindern*



Die Kreuz- und Querberger Kabarett



Gilda Bereska im Seniorenkabarett

eingeladen. Dort wurde diskutiert, wie man das alles hier bewegen kann. Es war ein sehr heißer Tag und ich hatte einen schweren Theatertag hinter mir. Ich hielt noch meinen Diskussionsbeitrag. Als die Veranstaltung vorbei war, wollte ich zu meinem Auto in die Heinrich-Heine-Straße gehen, doch das ging nicht. Alle waren schon weg, als ich aufstand, da war plötzlich meine linke Seite nicht mehr zu spüren. Ich bin dann vorsichtig zur Toilette gegangen und merkte, dass die Seite taub ist. Da wusste ich, dass ich einen Schlaganfall hatte. Ich hatte Angst, meinen Verstand verloren zu haben. Ich bin dann ganz vorsichtig, ein Bein nachziehend,

den Kindern kreativ gearbeitet. Träger war dieser Verein. Später lernte ich eine Kabarettistin kennen, die mir ungeheuer imponiert hat. Ein schlichtes Mädchen, aber so voller Kraft und Energie – vor dieser tollen Frau, die drei Kinder hat, ziehe ich den Hut. Die sagte zu mir: „Du bist so merkwürdig. Willst du nicht zu uns ins Kabarett kommen?“ Schwupp, war ich im Seniorenkabarett, in dem ich mehrere Jahre lang gespielt habe. Ich habe dafür auch Texte geschrieben, die heute noch mit großem Erfolg laufen.

Durch das Kabarett bin ich zur Seniorenarbeit gekommen. Das war der Anstoß für die „Quasselbude“ und die Leserunde. Während der ganzen DDR-Jahre, aber auch nach der Wende, habe ich immer Geschichten geschrieben und in Seniorenheimen habe ich die Kiezgeschichten erzählt, die ich später in einem Buch beim Verlag P. Wilson unter dem Titel Brunchens Beerdigung veröffentlichte.

Dann habe ich aber einen Schlaganfall erlitten, es war einfach zu viel. Ich war gerade zu einer Veranstaltung von Politikerfrauen mit Powerfrauen

zu einer Telefonzelle gegangen, um meine Freundin anzurufen. Sie durfte Henryk nichts sagen, sollte aber meine Sachen holen. Dann kam ein Taxi vorbei. Ich bin in das Auto gestolpert und sagte dem Fahrer: „Ich hatte einen Schlaganfall. Fahren sie bitte in die Scharnhorststraße, da ist meine Freundin, und dann weiter in die Charité.“ Er antwortete: „Frau, legen sie sich hin. Sie können kotzen, soviel Sie wollen, ich bringe Sie zur Charité. Machen Sie sich keine Sorgen.“ Der war wirklich toll. Ich bin einen Monat lang in der Charité geblieben. Es hatte mich Gott sei Dank nicht so schwer erwischt, aber der Arm war betroffen, die Seite, das Bein...

Zu dieser Zeit war das Haus in der Scharnhorststraße schon rückübertragen worden. Die Besitzerin wollte das Haus umbauen. Sie hatte vor, das wunderbare Fenster zum Westen, zum Tiergarten, zuzumauern. Die Miete erhöhte sich rasant und wir hatten einfach kein Geld. Da habe ich gesagt: „Jetzt hatte ich einen Schlaganfall und wahrscheinlich folgt bald der nächste. Wenn ich dann im Rollstuhl sitze, können wir nicht mehr in der vierten Etage wohnen.“ Wir suchten eine kleinere Wohnung in einem Haus mit Fahrstuhl. Der Antrag lief schon. Als ich noch in der Charité lag, holten mich Odette und ihr Freund ab und zeigten mir eine Wohnung, die uns angeboten worden war, in die wir später einzogen. Zunächst war ich begeistert. Dieses Haus war mir schon in der Bauzeit ins Auge gestochen, das war so ein Wendebau an der Friedrichstraße im Bezirk Mitte, direkt an der Spree. Ich sah die Wohnung leer und sie schien mir groß zu sein. Dass sie in Wirklichkeit so klein ist... Es war eine Katastrophe! Ich habe auch nicht bemerkt, dass der Fahrstuhl eine Etage tiefer endet. Aber wir zogen ein.

Ich bin nach meiner Entlassung aus der Charité noch für einen Monat zu einer Rehabilitationskur nach Grünheide gekommen und habe mich ganz gut erholt. Doch es sollte noch Jahre dauern, bis ich die Depressionen loswerden würde. Das war der Grund für mich, das vierte Buch zu schreiben. Ich hatte das Gefühl, ich verblöde und dachte, ich müsste mein Gehirn in Bewegung halten. Ich habe Geschichten zu verschiedenen Buchstaben geschrieben. Das Buch heißt *Zurück zur Zerrvelatwurst*.



100. Geburtstag von Gilda und Odette Bereska am 9. Dezember 2000 im Restaurant „VAATI“ in Berlin

Während der Zeit, in der es meiner Mutter so schlimm erging – Ende der 70er bis in die 80er Jahre – dachte ich, ich würde wahnsinnig werden. Ich habe schlimme Träume gehabt. Henryk und ich haben uns immer unsere Träume erzählt. Da sagte er: „Schreib’ die auf, die sind so prima“. Prima fand ich sie nicht, aber ich habe sie aufgeschrieben. Ich dachte, wenn ich verrückt würde, könnte ein Psychiater mir auf Grundlage dieser aufgeschriebenen Träume helfen. Ich will sie in einem Buch veröffentlichen. Als ich sie dafür durchgesehen habe, musste ich kaum etwas ändern. Jetzt im Winter werde ich das Buch fertig stellen.

Im Jahr 2000 durften Ostfrauen vom Geburtsjahrgang 1940 ohne Abzüge in Rente gehen. Habe ich natürlich gemacht. Es gab ja so viel zu tun, auch für Henryk. Ich habe angefangen Handpuppen herzustellen, die ich für meine Kinderveranstaltungen als Requisiten benutzen wollte.

Im Jahre 2005 war mein Mann von einem Motorroller auf seiner geliebten Friedrichstrasse angefahren worden. Er erlitt einen Wadenbeinbruch und lag ziemlich sauerköpfig hier rum, weil die Bewegung für ihn das allerschönste war. Er lief so gerne durch die Stadtmitte und die Museumsinsel, sprach mit den Leuten und schaute in den Kneipen, was so los ist. Das war seine Welt. Und nun war er plötzlich gefesselt und konnte nicht mehr laufen. Er fing an zu lesen. Er hat immer sehr viel gelesen, aber jetzt war es schon so, dass ich Angst um seine Augen hatte. Er legte die Bücher überhaupt nicht mehr weg. Wir wussten, dass er 2006 den 80. Geburtstag feiern wird und die Verlegerin Frau Haske hatte vor, mit ihm ein Buch zu diesem Anlass zu machen. Die ersten Vorbesprechungen fanden schon statt, Henryk wollte neue Gedichte suchen, auch ein paar Aphorismen schreiben und so weiter. Das Buch war also schon in Arbeit, auch der Grafiker war ausgesucht, aber er kam nicht mehr dazu. Zwischendurch wurde Henryk im Mai zum ersten Weltkongress der Übersetzer nach Krakau eingeladen. Er wollte eigentlich nicht fahren, weil er Schmerzen im Bein hatte, und mit den Krücken laufen zu müssen war für ihn fürchterlich. Meine Tochter und ich hatten ein bisschen Angst, dass er sich zu sehr am Bett fest krampft und an seinen Büchern und haben ihn gebeten, doch zu fahren. Es würde sicher schön werden. Und so war es auch, die Krakauer haben ihn verwöhnt, es war wunderbar. Er blieb dort ein paar Tage und ist zu seiner großen Freude mit dem Transatlantyk-Preis ausgezeichnet worden. Das ist der Preis für Polnisch-Übersetzer. Das war für ihn eine ganz große Freude, und er kam stolz damit wieder zurück. Das war im Mai. Danach feierten wir Henryks 79. Geburtstag, ganz klein mit seinen besten Freunden hier in der Wohnung in der Ziegelstraße, und kurz darauf im Juni hatte er eines Tages das Gefühl, das er einen

Herzinfarkt hatte. Ich brachte ihn sofort in die Charité. Der Arzt stellte aber fest, dass es kein Herzinfarkt war, sondern ein Herzkammerflimmern, und das wäre viel schlimmer. Er setzte ihm sicherheitshalber einen Herzschrittmacher ein. Innerhalb von vier Tagen wurde Henryk aus dem Krankenhaus entlassen, kam zu Fuß von der Charité nach Hause in die Ziegelstraße und dachte nur, jetzt sei wieder alles in Ordnung. Man hat ihm aber gesagt, er solle vorsichtig sein, weil sich aus seinem Herzen jederzeit ein Blutgerinnsel lösen und einen Schlaganfall verursachen könne. Das passierte auch. Vier Tage später erlitt mein Mann einen Schlaganfall und kam in die Charité. Dort begann eine Odyssee durch die Intensivstationen von Charité und Benjamin-Franklin-Krankenhaus in Spandau. Es half aber nichts. Er ist am 11. September 2005 gestorben.

Ich war nun plötzlich allein und habe überlegt, was ich jetzt mit dem Nachlass meines Mannes anfangen sollte. Gott sei dank hatte er auf einer Rückfahrt von der Buchmesse in Frankfurt am Main 2000 (da war das Hauptthema Polen) schon mit Doktor Krzysztof Wojciechowski, dem Direktor des Collegium Polonicum in Ślubice ausgemacht, seinen Vorlass dorthin zu übergeben. Für mich war das eine wunderbare Sache, ich wäre mit der Sichtung und der Sortierung der Bücher, Niederschriften und so weiter völlig überfordert gewesen. Es ist schon gut, dass alles so gelaufen ist. Jetzt befindet sich alles im Archiv in Ślubice.

Die Verlegerin Frau Haske kam auch zu mir und fragte, ob ich nicht dieses geplante Geburtstagsbuch als Henryks Buch im memoriam machen wolle. Sie hatte schon einen Titel dafür: *Der Himmel legt die Stirn in Falten*. Sie bat mich, als Herausgeberin das Buch für Henryk zu konzipieren. Ich habe dann auch im Vorwort geschrieben, dass es lediglich eine Auswahl aus seinem Werk ist, aber in seinem Andenken. Das Buch hatte Anfang Mai 2006, zu Henryks Geburtstag, Premiere. Am 17. Mai feierten wir ein großes Fest auf der Burg Beeskow, wo er ein halbes Jahr Burgschreiber gewesen ist. Die Akademie der Künste in Berlin hatte am 24. Juni ein Podiumsgespräch für meinen Mann veranstaltet, zu dem auch Frau Professor Gabriela Matuszek aus Krakau kam, die selbst ein Buch für Henryk gemacht hat. Es unterscheidet sich aber von meinem Buch. Es enthält wissenschaftliche und verschiedene andere Aufsätze von Germanisten, Polonisten, Wissenschaftlern und, und, und... Diese beiden Bücher wurden in der Akademie der Künste vorgestellt und ich denke, dass das für mich nun das Ende meiner Beschäftigung für Henryk gewesen ist. Mir wird immer noch eine Menge bleiben, das wird sich aber erst in den nächsten Jahren zeigen.

Ich habe mich notgedrungen auch wieder darauf besinnen müssen, was ich nun machen wollte und habe das mit „meinen Frauen“ besprochen. Ich habe zwei Gruppen hier. Einmal unternehme ich jedes Jahr mit meiner besten Freundin, mit der ich eingeschult wurde, deren Tochter und mit meiner Tochter – also vier Frauen – jedes Jahr einen Mutter-Kind-Urlaub. Es sind immer vier Tage und da besprechen wir, was wir vorhaben, und es wird eines gegen das andere abgewogen. Das wird alles richtig schön besprochen, und das ist eine gute Sache. Ich habe da sehr viel Anregung bekommen. Die zweite Gruppe besteht aus meinen Arbeitskolleginnen. Wir sind neun Frauen geblieben, die 1958 im Fernsehen angefangen haben und nun schon betagte Damen sind. Wir treffen uns jedes Jahr für eine Woche, ersparen uns damit einen Psychiater und helfen uns gegenseitig auf die Beine – neun Frauen und vier Hunde. Wir besprechen eben auch die Situation, wie wir zurechtkommen, weil jede ihr Päckchen zu tragen hat. Es gibt schlimme Situationen mit gelähmten Kindern und mit kranken Kindern, mit Elternversorgung, die Eltern sind jetzt zwischen 80 und 90 Jahre alt. Der Kreis schließt sich. Heute, am 7. September 2006, bin ich wieder mal von meinen kleinen türkischen und anderen ausländischen Kindern zurückgekommen, mit denen ich immer als Lesepate arbeite. Ich denke, dass diese Arbeit ganz wichtig für mich ist, und ich hoffe, dass ich sie noch lange machen kann.

Im Herbst 2005 nach Henryks Tod habe ich in der „Berliner Zeitung“ einen Aufruf gelesen, in dem Lesepaten für Schüler gesucht worden sind. Ich dachte: ‚Wenn ich mit dem Buch für Henryk fertig bin und den Nachlass einigermaßen übergeben habe, möchte ich nicht in ein Loch fallen‘. So häufig finden meine Kinderveranstaltungen nicht mehr statt und es strengt mich auch sehr an. Weil aber das einzige Heilmittel für mich Kinder sind, habe ich mich gemeldet. Jetzt habe ich zwei erste Klassen. Das sind lauter kleine Dzevas, Cancus, Mohammeds, Alis – bezaubernde Kinder. Es ist eine Wonne, mit diesen Kindern zu arbeiten. Einmal in der Woche übe ich mit ihnen lesen. Zum Schuljahresabschluss habe ich mit ihnen das Theaterstück Das Rübchen aufgeführt. In diesem Schuljahr geht es weiter.

Das sind die beruflichen Entwicklungen. Dazu kamen früher immer noch Henryks Dinge, die mich auch angingen. Ich habe für ihn die Bücher angeregt und ausgedacht. Henryk war nicht so sehr zuversichtlich. Ich musste ihn immer anstoßen und sagen: „Komm’ doch mal aus dem Knick. Nun mach’ doch mal.“ Das dauerte dann eine Weile, aber irgendwann hat er mitgemacht und hat sich auch gefreut. Die CD habe ich auch gemacht. Das sind so Dinge, die mir jetzt weiterhelfen. Mit Freunden haben wir beide noch für den Malerpoeten Roger Loewig, der nach

der Wende starb, eine Gesellschaft gegründet. Ich bin seit 1997 von Anfang an im Vorstand, und Henryk war im Kuratorium. Diese Gesellschaft ist mir sehr wichtig. Wir werden jetzt in Belzig ein Museum bauen. Wir haben uns sehr darum bemüht. So etwas macht das Leben lebenswert.

Meine Tochter arbeitet als Dramaturgin an verschiedenen Theatern, schreibt und führt Regie. Sie hat einen guten Lebensgefährten. Der Familienzusammenhalt funktioniert bestens. Andere Dinge sind mir nicht so wichtig. Natürlich ärgere ich mich über bestimmte politische Situationen, aber davon kann ich nicht leben. Ich kann nur leben, wenn mein Leben mit Dingen ausgefüllt ist, von denen ich denke, dass sie erledigt werden müssen. Da kann ich nicht überlegen, ob ich dafür einen oder anderthalb Euro bekomme. Ich kriege jetzt meine Rente, da muss ich mich eben beschränken. Und es macht Spaß...



*Gilda und Henryk Bereska im Winter 2004 am Fernsehturm
Alexanderplatz in Berlin*